



# XAVER BAYER DIE ALASKASTRASSE

ROMAN

JUNG  
UND  
JUNG

## Die Alaskastraße

© 2013 Jung und Jung, Salzburg und Wien  
Alle Rechte vorbehalten  
Klappenfoto: Tizza Covi  
ISBN E-Book 978-3-99027-109-4  
ISBN print 978-3-902144-53-X

XAVER BAYER

# Die Alaskastraße

Roman

JUNG  
UND  
JUNG

*Das große Geheimnis aller Zeiten ist, daß der Mensch sich nur zu einem Zweck, zu einem einzigen Zweck entwickelt hat, geboren wird, lebt und stirbt: Um einen anderen Menschen sexuell zu attackieren oder sich dieser Attacke zu unterwerfen.*

Walker Percy

Von der Straße her war das leise, rhythmische Schleifen einer Betonmischmaschine zu hören. Wenn ich die Augen schloß und mich darauf konzentrierte, klang es fast so, als würde jemand mit heiserer Stimme immer denselben Satz flüstern, wie in der Auslaufrille einer Schallplatte oder in einer Litanei. Ich hatte das Verlangen, den Computer auszuschalten, denn das hochfrequente Sirren des Bildschirms umhüllte alle Geräusche, die von draußen hereindrangen, mit einer künstlichen Schicht, so daß es mir vorkam, als würden sie von einem Fernseher stammen, den irgendwer vergessen hatte abzustellen. Da ich aber die einlangenden E-Mails, die sich mit einem Klingelton ankündigten, nicht hören hätte können, wenn der Computer nicht in Betrieb gewesen wäre, mußte ich ihn laufen lassen. Seitdem ich bei einer Partnervermittlungsagentur angestellt war, wo ich Werbebroschüren ausarbeitete und die Homepage der Firma betreute, saß ich jeden Tag mehrere Stunden vor dem Computer und hatte fast jedesmal nach Arbeitsschluß Kopfwahl.

Das letzte E-Mail, das ich erhalten hatte, war von Rolf gewesen, obwohl er ja nur einen Raum weiter in seinem Büro saß. Er hatte geschrieben, daß er mir zu meiner Kündigung gratulieren würde und ob ich in den nächsten Tagen einmal Zeit hätte, am Abend irgendwo etwas zu trinken, und als Anlage hatte er mir ein Photo mitgeschickt, das eine Frau zeigte, die sich nackt über die Kühlerhaube eines Mercedes beugte und den Stern des Wagens fast zur Gänze in ihrem Mund hatte. Es sah einigermaßen absurd aus, aber verglichen mit den Bildern, die mir Rolf sonst zukommen ließ, harmlos. Ich hatte das E-Mail wie üblich sofort nach dem Lesen gelöscht, weil mir die Vorstellung, daß jemand so ein Photo in meinem Posteingang finden könnte, unangenehm war. Ich wechselte zwar jede Woche mein Paßwort, aber war dennoch überzeugt, daß meine E-Mails auch von anderen Leuten gelesen wurden. Das war ein Grund, warum ich Conny so ungern E-Mails schrieb. Ein anderer war, daß mir immer, wenn ich es versuchte, alles Wörtliche und Persönliche in diesem Medium abhanden kam und versackte, es war so, als ob nur durch die Tatsache, daß die Wörter und Buchstaben als zerlegte binäre Reihen wegschossen, um schließlich auf dem Monitor eines anderen

Computers wiedergelesen zu werden, schon aller Sinn und alle Aufrichtigkeit verhöhnt und entstellt würde, und ich konnte mich nie überwinden, das Geschriebene abzusenden. Conny hatte mir einmal vorgehalten, daß ich nie auf ihre E-Mails antworten würde, und als ich ihr erklären wollte, warum das so ist, deutete sie meinen Erklärungsversuch als eine Ausflucht, als eine Ausrede und eine Vorsätzlichkeit, ihre E-Mails, in denen sie schrieb, daß sie mich liebt, nicht beantworten zu müssen. Einmal tat ich es doch und schickte ihr nachts in einer Stimmung von verliebtem Übermut ein paar Sätze. Als ich tags darauf keine Antwort erhalten hatte, rief ich sie an. Sie mußte wohl meine Nummer auf der Anzeige ihres Telephons gesehen haben, denn sie nahm den Anruf mit einer so ärgerlichen Stimme entgegen, als hätte ich sie eben in einem Streit mit jemandem anderen gestört, und fragte mich, warum ich mich über ihre Gefühle lustig machen würde. Mein E-Mail hatte sie in einer Stimmung der Niedergeschlagenheit erwischt, und so war vor ihren Augen das, was in meinen Worten liebevoll und neckend gewesen war, in etwas Hämisches und Boshafes verwandelt worden. Ich beteuerte meine gute Absicht, aber allein durch die Notwendigkeit des Beteuerns verfiel ich in eine fast lamentierende Sprache, so daß ich mir letztlich selber unglaublich vorkam. Wir beschlossen, nicht mehr darüber zu reden, und somit war der Vorfall für alle Zeiten kriminalisiert und beiseite gelegt mit der unausgesprochenen Option, eines Tages wieder hervorgezogen zu werden.

Rolf nebenan schrieb oft E-Mails. Er tippte auch gerne Kurznachrichten in sein Handy, und mehrmals am Tag hörte ich es piepsen, wenn er eine Nachricht gesendet bekam, während mein Handy, dessen Abmeldung ich zur selben Zeit vornahm, in der ich auch meine Kündigung bekanntgab, ausgeschaltet in meinem Sakko steckte. Den Beschluß, es abzumelden, hatte ich gefaßt, als ich einmal auf der Straße spazierte und bemerkte, daß jeder der Passanten ein Handy an sein Ohr hielt. Es waren vielleicht sechs oder sieben Menschen unterwegs, und alle telephonierten. Als in diesem Moment auch mein Handy zu läuten anfang, genierte ich mich, es aus der Tasche zu holen. Ich verwendete es dann nur noch für ein paar agenturinterne Gespräche, und um bei der Betreiberfirma anzurufen und mich wegen der Abmeldungsmodalitäten zu erkundigen. Als sich ein paar Tage später eine Mitarbeiterin der Firma bei mir zu Hause meldete, um

die Gründe meiner Abmeldung zu erfahren, log ich und behauptete, daß ich für längere Zeit im Ausland sein würde, denn ich brachte nicht den Mut auf, ihr die Wahrheit zu sagen.

Die Kündigung war unangenehmer. Zuerst hatte mich unsere Chefin noch mit einer Gehaltserhöhung umzustimmen versucht, aber als ich nicht darauf einging, begann sie meinen Ausstieg als einen Boykott an ihrer Arbeit und als Anschlag auf das Wohl der Firma hinzustellen. Dann wechselte sie wieder den Ton und wollte, da ich den Fehler gemacht hatte, als Grund für meine Kündigung »private Gründe« anzugeben, wissen, ob ich Probleme hätte, bei denen sie mir helfen könnte, denn schließlich, wie sie sagte, seien wir ja fast schon eine Familie. Ich hatte mich nicht darauf eingelassen, und seitdem war ihre Haltung mir gegenüber wieder feindselig und sehr distanziert geworden. Ich erledigte meine Arbeit nach wie vor verlässlich.

Als es erneut in meinem Posteingang klingelte, sah ich, daß Rolf mir noch eine Nachricht geschickt hatte, diesmal ein weitergeleitetes E-Mail einer Kundin, die sich darüber beschwerte, daß ein ihr vermittelter Mann nicht ihren Vorstellungen entsprach. Ich erinnerte mich an die Frau. Aus Mangel an männlichen Bewerbern hatte unsere Chefin einen ihrer Bekannten gebeten, sich mit der Kundin zu treffen, aber diese wollte ihn nicht kennenlernen, da, wie sie in dem E-Mail, das ich gerade las, schrieb, allein der Name des potentiellen Partners für sie nach einem jüdischen Händler klang. Ich rief Rolf durch die offene Verbindungstür zu, was ich davon hielt, und rechnete mir dann mit Hilfe eines Kalenders aus, wie viele Stunden ich noch im Büro verbringen müssen würde.

Punkt siebzehn Uhr schaltete ich den Computer aus, verabschiedete mich von Rolf, der noch länger dablief, und verließ das Büro. Im Stiegenhaus dachte ich mir, daß ich manchmal gerne, wie in Horrorfilmen, meinen Kopf unter den Arm nehmen und so mit ihm spazierengehen würde. Hätte ich meinen Schädel erst auf der Höhe des Herzens, wäre ich gerettet, so war meine Vorstellung. Ich wäre auch gerne wie dieses eine Zeichentrückmonster gewesen, das alles und jeden aufsaugt und verschluckt, am Ende sich selbst, und nichts bleibt zurück.

Dann fiel mir wieder einmal nicht ein, wo ich mein Auto geparkt hatte. Ich schritt die Gassen in der Umgebung ab und versuchte,

mich zu erinnern, ob mir heute morgen irgend etwas Besonderes widerfahren war wie zum Beispiel, daß ich beim Einparken an das Auto vor mir gestoßen oder daß ich vor der Auslage eines besonderen Geschäfts ausgestiegen wäre, aber so sehr glichen einander die Tage und ihre Zeremonien, daß ich keine Anhaltspunkte finden konnte. Schließlich entdeckte ich den Wagen und wunderte mich, daß mir nicht gleich eingefallen war, wo er stand. Ich stieg ein und startete, aber er sprang nicht sofort an, weil ich auf das Vorglühen vergessen hatte.

Als ich in der Nähe meiner Wohnung eine Viertelstunde lang keinen Parkplatz fand, wurde ich schlagartig, so wie ein Schloß einschnappt, wütend. Ich geriet völlig außer mir, wie in den Filmen, in denen von einer Sekunde auf die andere ein biederer Mann ausrastet und Amok läuft. Ich brüllte und schlug auf das Lenkrad und verfluchte diesen Tag, und es hatte etwas Befreiendes, sich so gehenzulassen. Wäre Conny in diesem Moment neben mir gesessen, ich hätte all meinen Haß, der ja aus dem Unvermögen, mich zu beherrschen, bestand, in meine Worte an sie gelegt. Ich empfand Lust, mich von meiner polternden Blindwütigkeit übermannen zu lassen. Es war, als würde mir genau das einen Kitzel verschaffen, der mir schmeichelte, wie wenn mir eine Frau etwas ins Ohr flüsterte. Es war so einfach und wohltuend, mich mit meinem Haß zu solidarisieren, denn ich fühlte ihn stark an meiner Seite wie einen großen, muskulösen Freund. Dabei fragte ich mich, wovon ich mich denn gleichzeitig auch so angegriffen fühlte, aber ich kam auf kein Ergebnis, denn eine Antwort wurde von mir selber verstellt, als würde ich mir den Weg dahin mit meinem Dasein zugeschüttet haben oder als würde ich wie bei einem Fußballoder Korbballspiel von einem dermaßen gewandten Gegner gedeckt werden, daß ein Weiterkommen undenkbar war und ich nur in eine Ecke gedrängt im Besitz des Balls bleiben konnte. Dann spann ich, während ich wie ein Besessener um den Häuserblock fuhr, das Bild weiter und überlegte, was der Ball in dieser Metapher sein könnte. Mein Haß? Ich selber, meine Identität? Meine Souveränität? Die Möglichkeit, den Ball einfach weiterzuspielen, kam mir in den Sinn, aber ich fand mich allein, und ich war mir nicht sicher, ob ich den Ball kampflös dem Gegner überlassen sollte oder ob es legitim war, das Spiel einfach abubrechen und es somit wirklich als Spiel zu definieren und nicht als Ernst. Ich stellte mir unaufhörlich die Frage, ob ich dann ein